

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Gründung der Universität Bonn

Festrede zum fünfzigjährigen Jubiläum der Rheinischen
Friedrich-Wilhelms-Universität

Sybel, Heinrich von

Bonn, 1868

urn:nbn:de:hbz:5:1-14048

Ab

1227

450

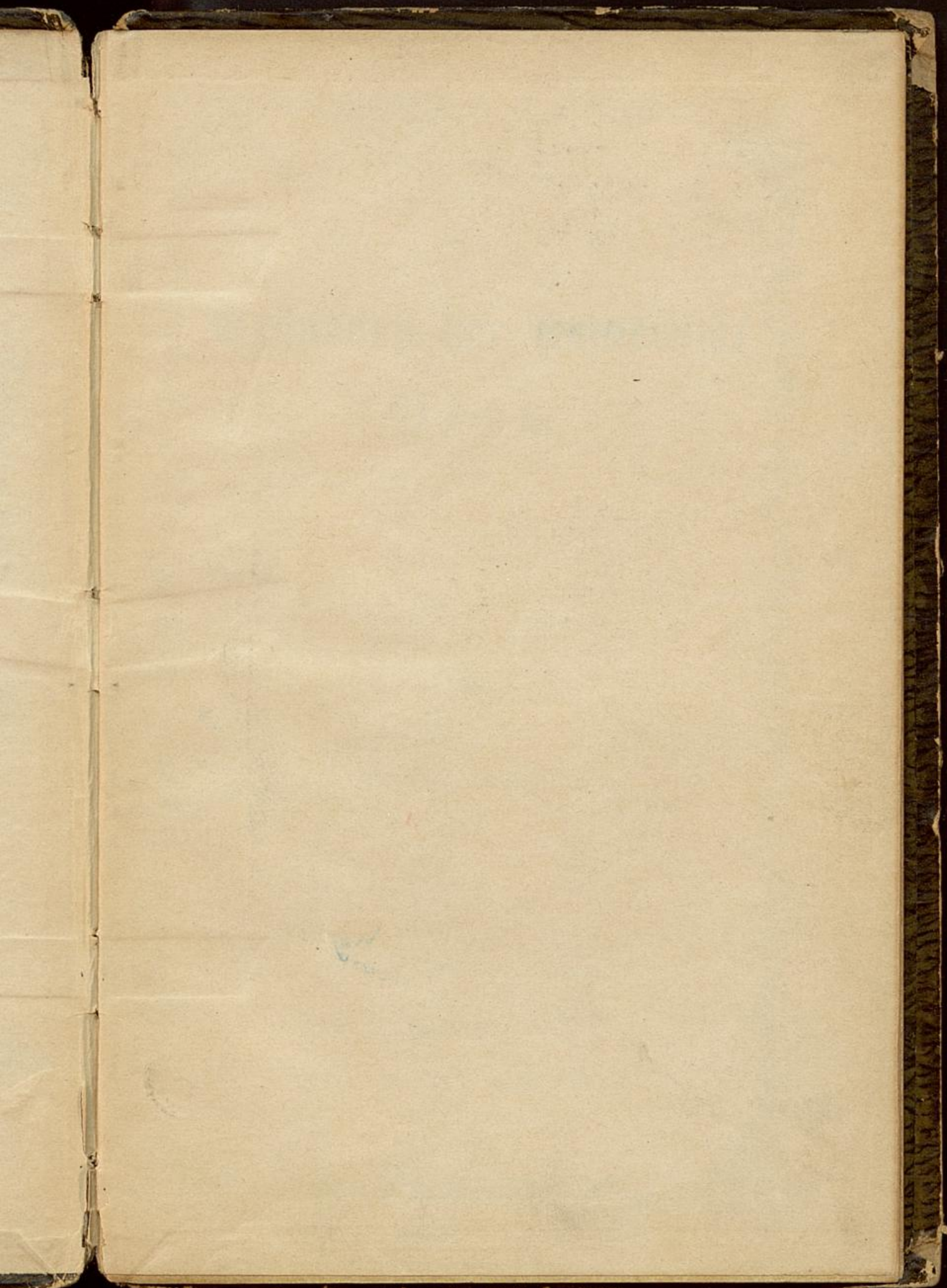
Ab 1227
450

Revision

Ab1227/450



•A•B1227-0450•





A

Die
Gründung der Universität
Bonn.

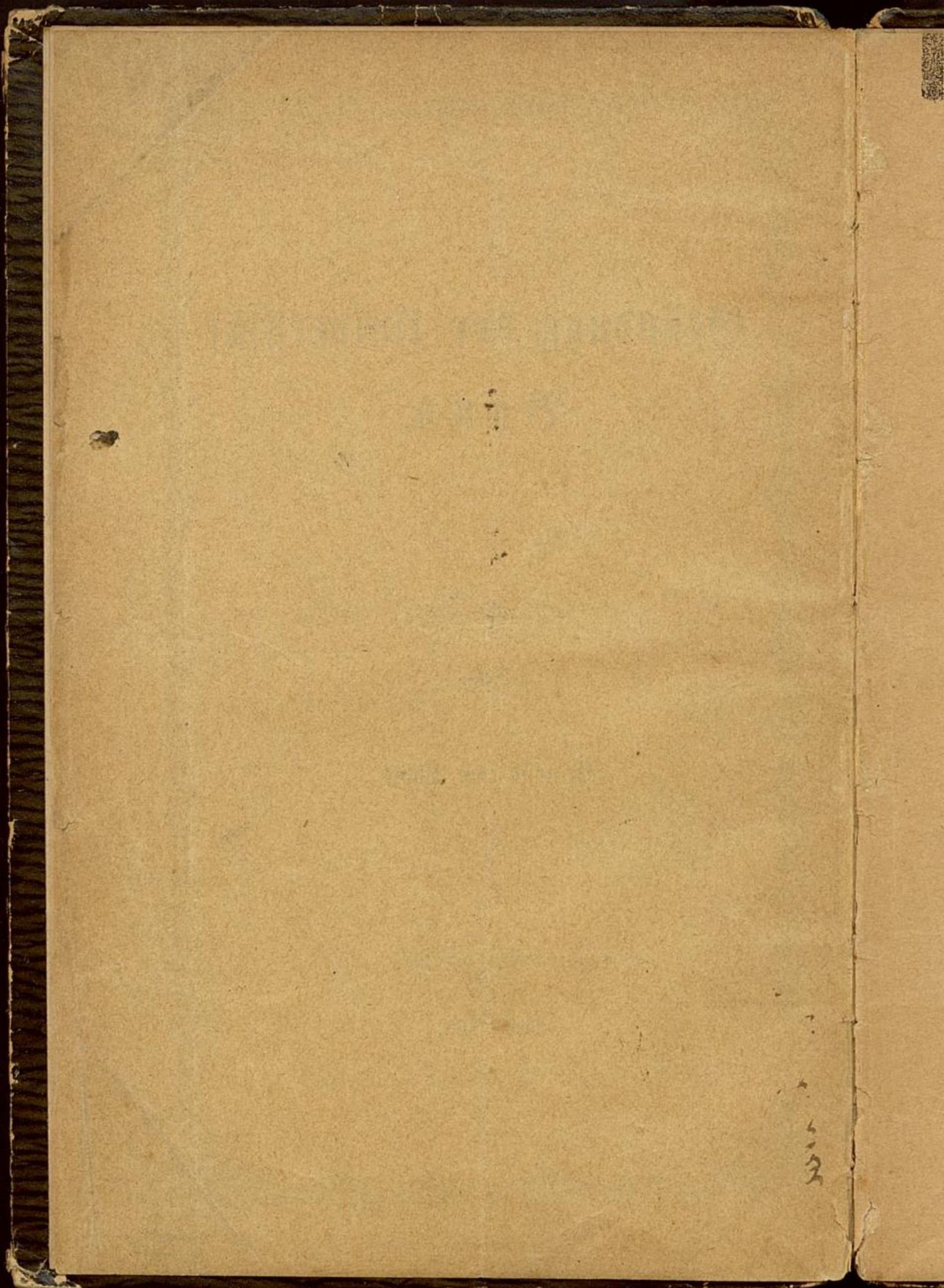
324
0

Von

Heinrich von Sybel.

Bonn 1868.

Verlag von Max Cohen & Sohn.



**Die Gründung
der Universität Bonn.**

Festrede

zum

Funfzigjährigen Jubiläum

der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität

gehalten

von

dem 1. Rektor

Heinrich von Sybel.

Bonn 1868.

Verlag von Max Cohen & Sohn.



Indem ich an diesem Ehrentage unserer Hochschule als deren zeitiger Vorstand das Wort ergreife, empfinde ich im höchsten Maaße die Schönheit und die Schwere meine Aufgabe. Denn selten ist einem Redner ein so dankbarer, selten aber auch ein so reicher Gegenstand geboten worden, dessen würdige Behandlung ein weit höheres Maaß von Zeit und Kraft erfordern würde, als mir zu Gebote steht. Ich darf nur hoffen, daß die gnädige und geneigte Gesinnung, welche Sie als Gönner und Freunde der Universität hier versammelt hat, auch dem Redner derselben zu Gute kommen wird.

In alter Zeit pflegte man bei der Geburt eines Menschen zu untersuchen, welche Sterne über dem Neugeborenen gestanden und auf seine erste Lebensstunde eingewirkt hätten. Wir lächeln über die abergläubisch-poetische Form, in die sich hier ein tiefer und ächter Gedanke gehüllt hat. Die großen Welteinflüsse, welche ein neues Dasein in das Leben rufen oder in seinen ersten Augenblicken umgeben, bestimmen die Signatur seines Wesens und die Richtung seiner Laufbahn für immer. Welche Sterne haben nun geleuchtet im Schein und Gegenschein, als ein hoher königlicher Willen für unsere Hochschule das Schöpferwort aussprach?

Der Befreiungskrieg gegen die Uebermacht des ersten Napoleon war ausgekämpft. Preußen war nach unermesslichen Anstrengungen mit höchstem Ruhme daraus hervorgetreten; der

Staat war zu seiner frühern Macht und Größe hergestellt, und durch die Erwerbung der Rheinprovinz auch im Westen Deutschlands stark geworden. Die gewaltigen Schlachten und Siege hatten das ganze Volk mit patriotischem Selbstgeföhle und nationaler Begeisterung erfüllt; der Willenskraft und dem Todesmuthe, der auf dem Schlachtfelde so Herrliches geleistet, schien auch im innern Leben das Höchste und Schwerste rasch erreichbar; die großen Forderungen politischer Freiheit, constitutioneller Verfassung, deutscher Einheit bewegten alle Herzen. Zu dieser Fülle des idealen Strebens bildete einen ergreifenden Gegensatz die Dürftigkeit des äußern Zustandes. Das Land war durch den Krieg mit beispiellosen Vorbeeren aber auch mit tausend Wunden bedeckt. Der Acker war durch die colossalen Heereszüge zertreten, der Handel durch das Continentsystem zerstört, die Industrie durch den langen Absatzmangel gelähmt. Es gab keine Familie, die nicht unerseßliche Opfer an Gut und Blut gebracht hatte: was damals leidlicher Wohlstand hieß, würde uns als bittere Entbehrung erscheinen; statt alles äußern Lebensgenusses hatte man glühende Herzenswärme, den Stolz großer Thaten, die Hoffnung einer größeren Zukunft. Und wie das Volk so der Staat. Auch er stand im Sonnenglanz der herrlichsten Waffensiege; aber wenn anderwärts die Triumphe goldne Beute und schimmende Trophäen gebracht, wenn sie Reichthum und Wohlleben in den siegenden Staat geführt hatten, so fand man sich hier nach der schweren Arbeit des Kampfes einer schwerern Arbeit des Friedens gegenüber, bei tief erschöpften Mitteln einer unendlichen Aufgabe der Heilung und Herstellung, der Organisation und Neubildung. Unmittelbar mit dem Ende des Krieges begann diese Thätigkeit, die nach Umfang und Gehalt zu dem Rühmenswerthesten gehört,

was jemals auf deutschem Boden geleistet worden ist. Es ist Pflicht ihr Verdienst um so nachdrücklicher hervorzuheben, je mehr sie selbst, nach der persönlichen Art des sie leitenden Monarchen sich in Gediegenheit und Stille vollzogen, je weniger sie also in der historischen Betrachtung die gebührende Würdigung gefunden hat.

Ueber der einen Hauptfrage, welche damals die Gemüther bewegte, der Frage der reichständischen Verfassung, sind die positiven Leistungen der preussischen Verwaltung vielfach übersehen worden, und noch heute ist es, wenn man historische Darstellungen jener Epoche liest, als sei nach der negativen Entscheidung der Verfassungsfrage in Preußen überhaupt gar nichts geschehen, als hätten Staat und Volk zwanzig Jahre lang geschlafen. In Wahrheit steht es so, daß sehr selten eine Verwaltung ein ähnliches Maaß von Fleiß und Einsicht, von gründlichem Studium, vielseitiger Thätigkeit, sorgender Selbstbeschränkung aufgewandt hat. Wenn das absolute Königthum noch einmal dem Volke jeden Antheil an der Staatsgewalt versagte, so erfüllte es sich selbst um so dringender mit dem Streben, in ununterbrochener Hingebung und Pflichttreue für das öffentliche Wohl dieses Volkes zu sorgen. Im Heerwesen und den Finanzen, in Kirche und Unterricht, im Handel und Verkehr, überall wurden die Zerstörungen der letzten stürmischen Vergangenheit geheilt, überall die Grundlagen einer neuen und reichen Zukunft gelegt. Und während in der Verfassungsfrage mit jedem Jahr die liberalen Forderungen stärker zurückgedrängt werden, bemerkt man fort und fort bei jenen Thaten der Gesetzgebung und Administration, daß sie ausnahmslos von dem großen und freien Sinne der glorreichen Kriegsjahre erfüllt und dictirt sind. Die militärischen Organisations-

gesetze von 1819 hielten fest an den damals in Europa einzig
 dastehenden Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht, bau-
 ten danach unser treffliches Landwehrsystem aus, und machten
 so den Waffendienst zu der umfassendsten Bildungsanstalt der
 gesamten männlichen Jugend. In den Finanzen wurden
 die starken Anforderungen an die Steuerpflichtigen durch die
 höchste Sparsamkeit, Ordnung und Zuverlässigkeit der Ver-
 waltung gerechtfertigt, Oberrechnungskammer und Schuldenverwal-
 tung von den Ministern unabhängig gestellt, die Vermehrung
 der Staatsschuld ohne landständische Genehmigung verboten.
 Das Zollgesetz von 1818 wagte in einer Zeit, die sonst von
 dem Rufe nach Schutz der nationalen Industrie beinahe voll-
 ständig beherrscht war, bei einer eben erst beginnenden Gewerb-
 thätigkeit, in einem von reicheren Nachbarn umgebenen Lande,
 — es wagte den Wurf, die Zukunft des nationalen Wohlstandes
 entschlossen auf die richtigen Principien zu stellen; es nahm,
 zum ersten Male in Europa, die Grundsätze des Freihandels ganz
 unumwunden zur Richtschnur, und legte damit unter den Klä-
 gen der schutzzöllnerischen Zeitgenossen das Fundament zu der
 mächtigen Entwicklung des deutschen Zollvereins. Auf kirch-
 lichem Gebiete verkündete der König 1817 der protestantischen
 Welt die Union der beiden Bekenntnisse, zum bleibenden Denk-
 mal, daß die lebendige Glaubensgemeinschaft nicht in der Gleich-
 förmigkeit dogmatischer Lehrsätze, sondern in der Gemeinsam-
 keit religiöser Hingebung und Herzenswärme besteht. Die Ein-
 richtungen aber der katholischen Kirche in Preußen wurden
 mit der römischen Curie in einer solchen Weise vereinbart, daß
 Papst Pius VII. selbst das Verfahren der Regierung ein wun-
 derwürdiges nannte, und dem Könige bei jedem Anlasse seine
 lebhafteste Dankbarkeit zu erkennen gab. Mit einem Worte, durch

alle diese Schöpfungen geht ein großer Zug von praktischer Tüchtigkeit, liberaler Gesinnung, männlicher Kraft. Ueberall fühlt man sich bei ihnen in weitem Gesichtskreise, in reiner und anregender Luft; die mächtigen Impulse von 1808, 1810, 1813 dauern hier noch in frischem Leben fort. Man fordert von dem Einzelnen schwere Opfer und volle Hingebung an das Ganze, aber man strebt die Bereitwilligkeit des Volkes dafür zu erwecken und seine Kraft zu stählen, indem man nach allen Seiten ihm Freiheit der Arbeit, Selbstständigkeit des Gedankens und Sicherheit des Rechtes gewährt. Gerade in diesem Zusammenhange wird man es immer wieder beklagen, daß der König den letzten und größten Schritt, die Ertheilung einer Verfassung damals noch unterließ, daß er damit dem Volke eine wichtige Bildungsquelle, dem Staat das stärkste Einheitsband, dem eigenen Wirken den Glanz der Oeffentlichkeit entzog. Aber ein einseitiges Verkennen der geschichtlichen Wahrheit würde es sein, deshalb die sonstigen Leistungen dieser zukunftreichen Jahre zu unterschätzen.

In die Reihe dieser Schöpfungen, zu den Früchten dieser Gesinnung gehört unsere Universität.

Raum hatte der Wiener Congreß die Erwerbung der Rheinprovinz für Preußen festgestellt, so ertheilte König Friedrich Wilhelm III. in seiner Proclamation vom 8. April 1815 den neuen Staatsangehörigen unter Andern auch die Verheißung, daß an den Ufern unseres Stromes eine neue Universität errichtet werden solle. Das königliche Wort fand Wiederhall in allen Theilen der Provinz, da es einem tief und schmerzlich empfundenen Bedürfniß entgegen kam. In dem einst unter neunzig kleinen Landesherren zersplitterten Rheinlande war vor der französischen Invasion das Unterrichtswesen überall

nur dürftig entwickelt gewesen; die französische Herrschaft hatte das Alte zerstört und weder Zeit noch Geld noch Lust zu neuen Schöpfungen gefunden. In dem ganzen Rheinthal, von Basel bis Holland, gab es 1815 von Unterrichtsanstalten, welche auf den Namen einer Hochschule Anspruch machen konnten, die Heidelberger Universität, welche jedoch in jener Zeit ebenfalls sehr weit von ihrer frühern und spätern Bedeutung entfernt war, zwei juristische Facultäten napoleonischer Gründung in Coblenz und Wehlar, die niemals aus völliger Nichtigkeit herausgekommen waren, endlich die Reste der altbrandenburgischen Universität Duisburg, damals drei Professoren, ein Jurist ohne alle Zuhörer, zwei Mediciner, bei welchen sich gelegentlich einige Studirende aus Holland einfanden. Kein Wunder also, daß die nach Bildung, nach deutscher Bildung durstende Bevölkerung, die von dem Könige eröffnete Aussicht auf das Lebhafteste begrüßte. Von allen Seiten her wetteiferten Standesherren und Städte der Provinz, ihre Wünsche und Anerbietungen an den Thron zu bringen. Die Stadt Duisburg begehrte den Besitz der neuen Anstalt als Trägerin der alten; der Fürst von Neuwied bot namhafte Unterstüzungen, wenn man seine Stadt zum Sitze der künftigen Hochschule wählte; von Coblenz und von Düsseldorf, von Cöln, endlich von Bonn war die Rede. Indessen verschob sich die Ausführung der Sache unter der Masse der Arbeit, welche Krieg und Diplomatie, Organisationen aller Art und finanzielle Sorgen auf die Regierung häuften, und volle zwei Jahre vergingen, welche für den Plan der rheinischen Universität nur das negative Ergebniß brachten, die Beseitigung der meisten der eben erwähnten Ansprüche, sowohl in den Anschauungen der Regierung, als auch in der öffentlichen Meinung der Provinz. Schon im Laufe des Jah-

res 1816 stand es fest, daß in ernstliche Erwägung nur noch zwei Städte als Sitz der neuen Hochschule kommen könnten, Cöln und Bonn. Ueber deren Vorzüge und Titel entspann sich dann eine äußerst lebhafte und vielstimmige Controverse, deren Verlauf zu beobachten auch für uns von großem Interesse ist: nicht, wie ich sofort bemerken will, weil sich daraus historisch erhebliche Daten für die damalige Beschaffenheit der beiden Orte ergeben, sondern weil der Streit für die Regierung Veranlassung gab, die leitenden Gesichtspunkte für die beabsichtigte Gründung so klar und bestimmt wie möglich festzustellen.

Was die eigentlich localen Momente betrifft, welche damals von hien und drüben geltend gemacht wurden, so kann ich heute mich kurz darüber fassen. Das Meiste, was in dieser Hinsicht die beiden Parteien anführten, war übertrieben an sich selbst, oder ist durch die späterere Erfahrung vollständig widerlegt werden. So wurde z. B. für Bonn die damals etwas größere Wohlfeilheit sehr nachdrücklich geltend gemacht, während seitdem das Verhältniß sich umgekehrt hat; es wurde auf der andern Seite Cöln gepriesen als ausgestattet mit allen großstädtischen Hilfsquellen und Anregungen, während damals der Ort dünn bevölkert, zum großen Theile verarmt und fast ohne geistige oder litterarische Regsamkeit war. Von allen Gründen dieser Art, mit welchen man 1817 und 1818 gestritten, bleibt nur einer, dieser aber, wie ich es ohne Bedenken aussprechen darf, von völlig durchschlagendem Gewichte. Wenn nur nicht ganz zwingende, ganz unabweisliche Umstände für Cöln wirkten, wenn die Waage nur sonst gleichschwebend in der Mitte stand, so mußte allein schon die freie Atmosphäre, die erquickende Gesundheit, die strahlende Schönheit unserer

Landschaft für Bonn entscheiden. Ich glaube nicht, daß heute ein einziger unserer Kölner Freunde und Mitbürger sich diesem Argumente verschließen wird. Was 1816 betrifft, so erinnert sich einer unserer ehrwürdigen Veteranen mit warmer Freude des Tags, an dem er den Minister von Schuckmann auf die Höhe unseres Coblenzer Thores führte, und dieser bei dem damals noch völlig freien Umblick auf den Strom, das Gebirg und das korn- und rebengeschmückte Thal mit Begeisterung ausrief: Hier sind unsere Räume, dieß ist der Ort, und kein anderer.

Aber wie gesagt, es waren nicht bloß Momente localer Art, um die es sich handelte. Es waren zwei große geistige Strömungen der Zeit, welche um die Zukunft der noch unborenen Schöpfung stritten, und ihre Ansprüche unter dem Namen der wetteifernden Städte zur Geltung zu bringen suchten. Um es kurz zu sagen, während die Anhänger und Zöglinge unserer classischen Litteratur für Bonn arbeiteten, meinten die damaligen Romantiker bei Cöln ihre Rechnung zu finden, oder auch umgekehrt, glaubten die damaligen Vertreter Cölns keine kräftigeren Argumente als romantische Stimmungen und Hoffnungen in das Feld führen zu können. Diese Dinge liegen zum Theile weit hinter uns, zum Theile haben sie in der Gegenwart bei gleichem Wesen völlig anderes Costüm angenommen: gestatten Sie mir also, die Tragweite des eben bezeichneten Gegensatzes kurz zu erläutern.

Im Laufe des vorigen Jahrhunderts hatte der deutsche Geist sich zu einer bis dahin noch nicht erreichten Höhe selbstständiger Bildung emporgerungen, deren Charakter und Richtung mit den großen Namen Lessing und Goethe, Schiller und Kant bezeichnet ist. Zum ersten Mal seit sechs Jahrhunderten

war hier eine Litteratur entstanden, die sich ebenbürtig den Erzeugnissen der großer Culturvölker an die Seite stellte, auf den Gebieten der Poesie und Philosophie sie alle mächtig über-
ragte, und sofort den Ausgangspunkt für einen höchst bedeutenden Aufschwung aller Fachwissenschaft wurde. Sie war zu so gewaltigen Leistungen befähigt, weil sie aus der innersten Eigenthümlichkeit und Tiefe unseres Volksgeistes erwachsen, alle charakteristischen Züge desselben an sich trug, und dadurch unerschöpflicher Lebenskraft und schrankenloser Wirksamkeit sicher war. Sie war erfüllt mit idealem Streben, philosophischer Tiefe und sittlichem Ernst; siekehrte rücksichtslos allem Gemachten, Conventionalen, Typischen den Rücken, um sich mit begeistertem Wahrheitsfinne in das ächte Leben der Natur und der Geschichte zu versenken; sie adelte die ästhetische Schönheit dadurch, daß sie dieselbe als das wichtigste Bildungsmittel zur moralischen Läuterung begriff; und indem sie die Entwicklung der Religionen als den höchsten Ausdruck für die Erziehung des Menschengeschlechtes faßte, proclamirte sie, ohne feindseligen Gegensatz gegen das äußere Kirchenthum, die volle Selbstständigkeit des wissenschaftlichen Geistes. Man sieht leicht, welche Fülle von Freiheit und Fruchtbarkeit eine solche Richtung in sich schloß, welche erwärmende Kraft vor Allem für die wissenschaftliche Entwicklung der Nation daraus entspringen mußte. In der That, die Wirkung war unermeslich. Eine neue Epoche erstand für Alterthumskunde und Geschichte, für Jurisprudenz und Naturwissenschaft. Auf allen geistigen Gebieten regte sich mannichfaltiges Leben und vorwärtsdringende Forschung; eine seltne Verbindung schöpferischen Talentes, strenger Gewissenhaftigkeit und würdiger Unabhängigkeit trat zu Tage. So hoch entwickelt, so hoffnungsreich war das geistige Dasein unserer Nation beschaffen,

als die Stürme der Revolution und des Kaiserreichs über dieselbe hereinbrachen.

Die Wirkung dieser erschütternden Katastrophen war nun äußerst verschieden bei den verschiedenen Menschen. Die Einen stählten ihre Brust und schärften ihren Geist in der Erregung und Anspannung der so plötzlich eingetretenen Leidens- und Kampfzeit. Sie erkannten die Mängel des damaligen Zustandes, ohne an den Grundlagen desselben zu verzweifeln. Die vorausgegangene litterarische Epoche war auch in ihren Schwächen ächt deutsch gewesen. Sie hatte sich mit Kunst und Wissenschaft, mit Individuum und Familie, mit Gott und Welt beschäftigt, aber sie hatte sehr wenig an Staat und Nation, an Politik und Vaterland gedacht. Jetzt erlebte man, wie furchtbar eine solche Unterlassung sich auch an dem Wohlstand der Einzelnen und der Geistesbildung Aller räche, wie mit der Zertrümmerung des Staates auch das Behagen jedes Bürgers und die Eigenartigkeit der Volksbildung auf den Tod getroffen sei. Mit der höchsten Anstrengung ergriff die erlesene Schaar unserer leitenden Geister die Aufgabe, die Schätze unserer litterarischen Cultur in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, den Staat mit den Waffen der Wissenschaft gegen die fremde Unterdrückung zu rüsten, und die poetisch-philosophische Bildung zur Quelle der nationalen Herstellung zu machen. Die Gesetzgebung von 1808 und 1810 ist in allen ihren Theilen von diesen Gedanken beseelt, und von wissenschaftlicher Seite her sehn wir Fichte und Schleiermacher, W. Humboldt und F. A. Wolf demselben Ziele zustreben. Wer diese Tendenzen in ihrer Kraft und Tiefe kennen lernen will, muß die Verhandlungen lesen, welche damals zur Gründung der Universität Berlin geführt haben. Hier ist, mit weithin leuchten-

der Schrift, der Wegweiser gesetzt, um allen künftigen Generationen den Ausgangspunkt und die Richtung zu zeigen, in der unser Staat und unsere Cultur zu immer gesunderm, immer mächtigerem Gedeihen voranzuschreiten hat.

Allein nicht alle Menschen jener Jahre waren so gesinnt. Während im Sturm und Wetter der beispiellosen Kriegsnoth die Starken stärker wurden, wuchs die Schwäche der Schwachen. Das Unheil von Jena und Tilsit wurde den Einen die Quelle eines doppelt feurigen Patriotismus, und warf die Andern in eine Verzweiflung am Vaterlande, die in weiter Weltbürgerlichkeit Rettung suchte. Die Einen trieben historische Studien, um in dem Gestern Rettungsmittel für das bedrängte Heute zu finden; die Andern flüchteten aus der hoffnungslosen Gegenwart zu dem genießenden Betrachten einer angeblich hohen und schönen Vergangenheit. Die Einen wurden aus Schriftstellern und Philosophen praktische und erfolgreiche Staatsmänner, die Andern wandten sich von allem thätigen Handeln widerwillig ab, priesen die beschauliche Versenkung und erklärten Phantasie und Gefühl für die höchsten Güter des Menschen. Wie in allen schweren Leidensjahren ging durch die ganze Zeit ein tiefer religiöser Zug. Aber während die Einen vor Allem darum zum Herrn riefen, daß er die freigebliebenen Geister erhelle, die muthigen Herzen stärke, die männlichen Arme kräftige, griffen die Andern nach Religion und Kirche als nach der Krücke des Kranken, dem es auf den eignen Füßen schwach geworden. Wenn Jene unerschütterlich an der wechselseitigen Durchdringung von Religion und Philosophie festhielten, und in einem starken Gottesbewußtsein vor Allem die Quelle persönlicher Befreiung erblickten, so zogen Diese unter den verschiedenen Formen des religiösen Daseins stets die-

jenige vor, welche am deutlichsten von einer handgreiflichen, schützenden und leitenden Kirchenmacht Zeugniß gab, so daß Rationalisten rechtgläubig, Protestanten katholisch, Katholiken Mönche wurden. Was bei dem modernen Fortschritt, bei Philosophie und Kritik, bei religiöser Selbstständigkeit und politischer Neuerung herauskomme, meinten sie, das habe Robespierre und Napoleon gezeigt; die Welt müsse wieder zurückkehren in das gläubige, poetische, genügsam glückselige Mittelalter; dann werde frommes Deutschthum aus den alten Wurzeln sich neu begrünen, und neben hohen Kathedralen das Leben jedes Menschen als ein goldnes Gedicht auf den heimatlichen Fluren dahin fließen.

Da zu allen Zeiten die schwachen Gemüther in großer Zahl vorhanden sind, so fanden in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts die romantischen Stimmungen eine weite Verbreitung in Europa. Sie hatten in allen Ländern die reactionäre Tendenz in Staat und Kirche gemeinsam, die Wendung zu der feudalen Ohnmacht des Staates und zu der welt herrschenden Stellung der Kirche, wie es im Mittelalter gewesen; sie hatten keine Sympathie für eine starke auf nationaler Grundlage ruhende Monarchie; sie verwarfen gleich eifrig Bureaukratie und Liberalismus, Gewerbefreiheit und Religionsfreiheit; sie verstanden unter politischer Freiheit das Recht der Edelleute, die Bauern zu beherrschen, und unter kirchlicher Freiheit, das Recht der Geistlichkeit, die Laien zu regieren. Diese Züge, wie gesagt, gingen durch ganz Europa, ohne Unterschied der Nation und der Confession hindurch: in unserem Deutschland aber nahmen die Romantiker noch eine besondere gemüthliche Wendung durch ihr Verhältniß zur Kunst. Sie schätzten Wolfram von Eschenbach höher als Homer, liebten Calderon mehr als

Shakespeare, schwärmten für Palestrina und für die gothische Baukunst, und was die Hauptsache war, sie wünschten über den Leisten dieser ästhetischen Anschauungen das ganze Leben der Menschen zu schlagen, und vor Allem die Bildung der Jugend in den engen Gesichtskreis des Mittelalters zurück zu versetzen, den sie als urdeutsch bezeichneten, der aber ebenso gut ächt spanisch oder italienisch hätte heißen können, weil er in Wahrheit eben nur mittelalterlich war.

Diese Richtung also war es, welche sich, sobald die königliche Absicht auf Gründung einer rheinischen Universität bekannt geworden, mit lebhaftem Eifer des künftigen Instituts zu bemächtigen suchte. Sie ergriff sofort die Vertretung der Cölner Ansprüche, in der Meinung, welche damals von aller Welt, von Freunden und Gegnern, vom Publicum und Regierung getheilt wurde, daß Cöln für die romantischen Wünsche ein vor Allem günstiger Boden sein würde. Wie sich heute die mächtige Industrie- und Handelsstadt entwickelt hat, wird man billig zweifeln dürfen, ob die Partei im Jahre 1868 ebenso einstimmig wie 1818 Cöln's Banner aufpflanzen, ob ihre Gegner ebenso entschieden wie damals Cöln und die Romantik identificiren und deshalb Cöln abweisen würden: stehe es hiermit wie es wolle, in jenen Tagen war das angegebene Verhältniß unbezweifelt, und für den Ausgang entscheidend.

Bei dem damaligen Vorstande des preußischen Ministeriums, dem Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, der selbst ein lebhaftes Interesse an der Frage nahm, sammelten sich die Anträge und Gegenanträge in großer Zahl. Eine mit Talent und Gewandtheit geschriebene Denkschrift entwickelt den romantischen Standpunkt mit besonderem Nachdrucke. Es sei nöthig, die neue Hochschule auf historischen Boden zu stellen, damit

der Studirende bei jedem Schritte von der nationalen Vergangenheit angehaucht werde. Nur in Cöln befinde man sich im Mittelpunkt des rheinischen Geisteslebens; als solcher erweise sich Cöln, indem es fort und fort die alten Volksbücher, gedruckt in diesem Jahr, verlege und verbreite. Nur in Cöln sei es möglich, den geschichtlichen Unterricht durch unmittelbare Anschauungen des großen Alterthums zu befeelen; nur dort sei die vaterländische Gesinnung auf die vaterländische Kunst und die hohen Ideen unserer Vorzeit zu gründen. Das Volk, sagt der Verfasser, müsse zurücksehen auf seine lange vergessene Vergangenheit; all unsere Bildung beruhe auf dem Mittelalter, und das Ziel unserer jetzigen Bestrebungen müsse die Wiedererweckung und die Verklärung des Mittelalters und die Ausbildung der großen Ideen und Anstalten desselben als der eignen Jugendgedanken unseres Volkes sein. Auf einem solchen Standpunkte versteht es sich von selbst, daß das kirchliche Moment auf das Stärkste betont wird. Die Universität, führt der Verfasser aus, müsse eine lebendige religiöse Gesinnung haben; eine solche kennt er nur in der confessionellen Form, und fordert also für die neue Stiftung confessionellen Charakter, mithin, da es sich zunächst um das überwiegend katholische Rheinland handelt, eine katholische Universität, von deren Wirken in der unmittelbaren Nähe des kölnischen Bischofssitzes er sich den höchsten Gewinn für den preußischen Einfluß über Süddeutschland verspricht. Dringend warnt er, die künftige Hochschule nach Bonn zu verlegen, wo einst die kurfürstliche Universität, obgleich von den letzten Erzbischöfen gestiftet und beschirmt, durch ihre philosophischen Tendenzen sofort in den Geruch der Ketzerie gekommen, und damit dem ganzen Lande verdächtig geworden sei. An die neue Universität auf demsel-

ben Boden würde sich sofort derselbe schädliche Verdacht anheften.

Ganz anders allerdings klangen die Stimmen, welche sich aus den sonstigen Städten der Provinz erhoben. Es zeigte sich, daß die Cölner mit ihrem Wunsche völlig vereinzelte standen, daß überall sonst im Publicum die Vorliebe für Bonn ganz entschieden war. Mit großem Eifer meldeten z. B. die Arnsberger, daß sie stets die kurfürstliche Hochschule zu Bonn, keineswegs aber die ganz verkommene stadtcölnische Universität, als die Bildungsanstalt ihres Herzogthums Westphalen betrachtet hätten. Je entschiedener die Wortführer Cöln's sich mittelalterlich und romantisch zeigten, desto lebhafter rührten sich alle liberalen Elemente des Landes für die Ansprüche Bonn's, so daß in dieser Hinsicht der Oberpräsident Graf Solms-Laubach, der aus äußern Gründen für Cöln stimmte, sein Votum mit der epigrammatischen Wendung zu stützen suchte, der Umstand, daß ein Ort sich dunkel zeige, könne doch keinen Grund abgeben, dort ein Licht nicht anzuzünden. Unter diesen Umständen beauftragte Fürst Hardenberg den vortragenden Ministerialrath Süvern mit der Abstattung eines umfassenden Berichts; derselbe erfolgte am 20. Juli 1817, und seitdem war, so weit ich sehe, in Berlin kein Zweifel mehr.

Süvern, ein classisch gebildeter Philologe, früher mit Schiller in litterarischem Verkehr, ein naher Vertrauter Wilhelm Humboldt's, war völlig der Mann, um die ächte Ueberlieferung des preußischen Staats und der deutschen Litteratur auch in unserer Frage mit weitem Blicke und zweifelloser Energie zu vertreten. In seinen Arbeiten bemerkt man zuweilen ein gewisses Ringen mit dem Ausdruck, eine actenmäßige Weitschich-

tigkeit oder Schwerfälligkeit der Form, aus welcher aber fort und fort die treffenden Gedankenblitze des überlegenen, stets vom höchsten Standpunkte arbeitenden Geistes hindurchbrechen. Wird die neue Universität, ruft er zu Anfang aus, in großem Style angelegt, so kann sie unter den gegebenen Verhältnissen wie eine positiv wirkende Festung dem preußischen Staate dienen. Dies aber, erklärt er, sei nimmermehr zu erreichen, wenn man sie in eine Umgebung stelle, wie die kölnische geschildert werde; denn in einer solchen würde das freie Denken in seinem Mittelpunkte, in der philosophischen Facultät selbst bedroht sein. Nun aber komme es darauf an, diesem starken Geiste der freien Forschung für Studirende aller Confessionen eine sichere Stätte zu bereiten, und hiefür sei die sonnig heitere und weite Umgebung Bonn's ganz anders geschaffen als die engen dumpfen Straßen des in Festungswällen eingeschlossenen Cöln. Man berufe sich auf den Einfluß, den Cöln durch Denkmale und Alterthümer auf die Studirenden üben werde: freilich sei an der Thatsache nicht zu zweifeln, um so dringender aber zu fragen, ob ein Einfluß gerade dieser Art zu wünschen sei? Alle diese Dome, Legenden und Heiligenbilder, bemerkt er, haben an sich ihren Werth: aber so zusammengedrängt, durch keine andere Form der Kunst, durch keinen Reiz der Natur, durch kein klares geistiges Leben des Volks erheitert, werden sie nicht dahin wirken, die Lehranstalt in den schwächlichen trüben Mysticismus zu versenken, zu dem die Zeit neigt, der namentlich am Rheine vielfach vorkommt, gegen welchen Goethe in seinen Hefen über Kunst und Alterthum so treffende Worte geredet hat? In diesem Sinne entwickelte Süvern weiter, daß die neue Universität keinen ausschließlich confessionellen Charakter haben, und neben der katholischen einer evangelisch-theo-

logischen Facultät nicht entbehren dürfe, daß die entscheidende Leitung nicht in die Hand der geistlichen Behörde irgend einer speciellen Confession übergehn, sondern dem Organe der nationalen Gesamtheit, der Staatsregierung verbleiben müsse. Um so unerläßlicher aber sei es, betonte er wiederholt, daß man überall in dieser Angelegenheit nicht kleinlich sondern in großem Style, und zugleich mit schonender Vorsicht und wirkungsreicher Energie verfare. In welchem Sinne er dies meinte, legte er dem Staatskanzler wenige Wochen später, am 8. August 1817, in einer weitem Denkschrift über die Nothwendigkeit eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes für den preussischen Staat vor. Ich kann mir nicht versagen, auch aus dieser einige Sätze mitzutheilen, da, wie alle Welt weiß, jetzt nach einem halben Jahrhundert zwar das Bedürfniß einer solchen umfassenden Schulgesetzgebung immer bestimmter anerkannt, die Ausführung aber in dem unentschiedenen Kampfe über die leitenden Grundsätze bis zur Stunde noch nicht gelungen ist. Süßern erscheint es vor Allem als selbstverständlich, daß das Unterrichtswesen Sache der nationalen Gesamtheit, also des Staates ist. Denn die allgemein-menschlichen Kräfte, welche der Unterricht entwickeln soll, erscheinen überall unter der besondern Form der Nationalität; wer diese ausbildet, ergreift damit den einzig richtigen Weg, den Menschen überhaupt zu bilden. Der Staat wirkt nun in jedem Augenblick, durch Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung fort und fort erziehend auf seine Bürger ein; es hieße sein ganzes Dasein in Frage stellen, wenn er die erste Grundlage dieser Erziehung, die Bildung der heranwachsenden Generationen aus der Hand gäbe. Um sich selbst zu consolidiren, muß er also die allgemeinen Principien seines Unterrichtswesens einfach und

klar gesetzlich aufstellen. Er muß dabei sich vor ängstlicher Kleinmeisterei, vor erschöpfenden Detailbestimmungen, vor pedantischer Uniformirung, vor mechanischem Befehlen und Gehorchen hüten; gerade in dem preußischen Staate, dessen Bewohner nach Stamm, Sprache, Religion, Sitte so höchst verschieden sind, würde ein so thörichtes Unternehmen dreifach verkehrt sein. Aber um so nothwendiger ist dann wieder die Vereinigung all dieses Mannichfaltigen unter gemeinschaftlichen Grundsätzen, damit aus der Vielheit bei aller freier Entwicklung des Einzelnen ein lebendiges Ganze werde. Das ist ja, ruft Süvern aus, die große Aufgabe und der schöne Zweck des preußischen Staates, der aus der Natur seiner Zusammensetzung fließt, einen Organismus darzustellen, worin jeder kleine Staatstheil sein Leben und seine Regsamkeit für sich haben, und der eigenthümlichen Entwicklung seiner Kräfte sich freuen kann, worin aber Alles gediegen zu einem großen Körper zusammengewachsen ist, und sein besonderes Bestehn durch das Bestehn des Ganzen bedingt und gesichert fühlt: dadurch kann der preußische Staat das Muster einer im deutschen Geiste gedachten und der deutschen einzig angemessenen Verfassung des ganzen Deutschland werden.

In der That, es ist nicht möglich, den Beruf des Staates und der Schule von höherem Standpunkte zu fassen, und inniger zu verschmelzen. Es sind dieselben Anschauungen, welche sieben Jahre früher bei der Stiftung der Berliner Universität gewirkt hatten, die reife Frucht unserer größten Litteraturepoche, die fruchtbare Aussaat für unser weiteres Staatsleben. Nicht jedes dieser Saamenkörner ist in der spätern Praxis gereift, nicht jede Blüthe zum Ertrage gezeitigt worden. Wie es in der irdischen Welt einmal geht, Nachfröste

und heiße Dürre unterbrechen die günstigen Tage; Beschränktheit und Selbstsucht der Menschen hindern die Wirkung der idealen Bestrebungen; diesem allgemeinen Geschick sind natürlich auch der preußische Staat und die preußischen Universitäten nicht entgangen. Aber mit patriotischem Stolze dürfen wir heute es aussprechen: die große Richtung ist immer wieder behauptet, die herrliche Aufgabe niemals lange aus dem Auge verloren worden. Man hat es nicht vergessen, was Süvern 1817 schrieb: nicht auf die todtten Kräfte der Natur ist der preußische Staat gegründet, sondern auf die lebendigen, unendlicher Erhöhung und Entwicklung fähigen der Menschentwelt, und nur zu pflegen braucht man diese in der für ihr Gedeihn entscheidenden Zeit, und man wird damit von selbst auch jene beleben, vermehren, verstärken, und des Staates inneres und äußeres Wachsthum an Werth, Würde und Kraft wird die sichere Folge sein. Heute wissen wir, daß diese Worte des trefflichen Mannes prophetisch waren. Was Süvern ahnend geschaut, durch unendliche Entwicklung geistiger Kraft das innere und äußere Wachsthum des Staats: wir haben es in glorreichen Tagen, Dank unserem Könige, erlebt.

Am 26. October 1817 beantragte der Minister von Schuckmann in einem ausführlichen, ganz nach Süvern's Auffassung entworfenen Berichte bei König Friedrich Wilhelm III. die Gründung der rheinischen Universität in Bonn. Unmittelbar nachher aber übergab er die Leitung des Unterrichtswesens dem Freiherrn von Altenstein, und dieser hielt vor der wirklichen Vollziehung noch weitere Vorbereitungen und Sicherstellungen für erforderlich. Seine Berichte an den Staatskanzler charakterisiren den Mann und die Lage, und zeigen in unverkennbaren Andeutungen, mit welchen Hinderungen rauher Wirk-

lichkeit die Ideale Süvern's gleich damals zu kämpfen hatten. Auf der einen Seite erhob sich die politische Reaction; der Lärm über das Wartburgfest, die Denunciationen von Schmalz und Kampf, der Schrecken vor Burschenschaften und Demagogen waren im Gange; vielfache Stimmen erhoben sich, daß die Zahl der Universitäten, dieser Sitz des revolutionären Uebels, schon viel zu groß, daß überhaupt die Steigerung der Volksbildung für ein ruhiges Fortregieren unbequem, ja gefährlich sei. Auf der andern Seite rührte sich locale und provinziale Eifersucht. Die rheinische Universität, so hatte man vernommen, sollte in großem Style angelegt werden. Darüber war man empfindlich in einzelnen akademischen Kreisen Berlin's, wo man im Grunde nur diese Universität als die wirklich große betrachtet und behandelt wünschte; in Breslau, Halle, Königsberg fanden Viele es unbillig, den alten, treu erprobten vom Kriege schwer betroffenen Provinzen einen so großen Theil der Staatsmittel zu entziehen, und sie dem eben eingetretenen, halb französischen Rheinlande zuzuwenden. Alle diese Stimmungen drängten nachdrücklich auf die Regierung, den Minister, den König ein; ganz ohne Wirkung blieb keine derselben, und in mehrfacher Richtung mußte Altenstein einzelne Concessionen machen, um die Hauptsache zu retten. Wenn man von diesem Standpunkte aus seine Anträge betrachtet, so wird man ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er mit Kraft und Geist die Aufgabe in der würdigsten Weise begriff, aus den Schwierigkeiten selbst Capital für den großen Zweck zu schlagen verstand, und die Gründung Bonn's zu einer durchgreifenden Restauration des preußischen Universitätswesens benutzte. Er forderte und erlangte reiche Zuschüsse für die alten Hochschulen als Bedingung für die stattliche Dotation der neuen; er ließ sich herbei, in

seinem allgemeinen Plane Berlin als überragende Centraluniversität zu bezeichnen, was denn allerdings in der Ausführung weislich auf den zuletzt für alle Hochschulen ebenfalls vorhandenen Vorsatz beschränkt wurde, die Professuren möglichst gut zu besetzen, die Lehrapparate möglichst bedeutend zu entwickeln. Daß er entfernt nicht gesonnen war, eine Centralisation des höhern Geisteslebens in der Hauptstadt nach französischer Weise zu fördern, hat seine ganze spätere Verwaltung gezeigt, und daß er insbesondere die politische und nationale Wichtigkeit der rheinischen Universität in vollem Maaße begriff, davon legt bereits seine rastlose Thätigkeit bei ihrer ersten Einrichtung das sichere Zeugniß ab. „Es darf und kann, schrieb er damals an Hardenberg, einem Staate wie dem preußischen, an Mitteln zu solchen Zwecken nicht fehlen. Eine starke Anstrengung belohnt sich hier mehr als bei irgend etwas Anderem. Das Geistige läßt sich nicht zu hoch anschlagen. Es ist die Grundlage alles dessen, auf was nur immer die Stärke des Staates beruhen kann.“

Der Minister hatte das Glück, einer gleichen Gesinnung bei seinem Monarchen zu begegnen. Im Begriffe, zum Aachener Congresse abzureisen, vollzog König Friedrich Wilhelm III. am 26. Mai 1818 die Cabinetsordre, welche Bonn zum Sitze der neuen Universität bestimmte, theologische Facultäten der beiden Confessionen dort anordnete, die Eröffnung der Vorlesungen für den nächsten Herbst verfügte, und die nöthigen Mittel zur würdigen Ausstattung der Hochschule bewilligte. Die Ordre betonte dann die Nothwendigkeit eines allgemeinen Planes für den öffentlichen Unterricht im preußischen Staate, und beauftragte den Minister alle erforderlichen Vorkehrungen für diese Zwecke so rasch wie möglich zu treffen. Diese Thätig-

keit war bereits nach allen Seiten im Gange, mehrere Berufenen geschehn, andere eingeleitet; Hüllmann, Arndt, Harleß, Sack, Röggerath waren gewonnen, mit Goldfuß, Mittermaier, Diesterweg, Galtner wurde unterhandelt; für die katholisch-theologische Facultät wandte sich der Minister an den damals noch unangefochtenen Hermes, der Staatskanzler selbst an den trefflichen, allgemein verehrten Sailer, dem zugleich die künftige Ernennung zum Kölner Erzbischof in Aussicht gestellt wurde. Am 18. October konnte der König von Aachen aus die officiële Stiftungsurkunde erlassen.

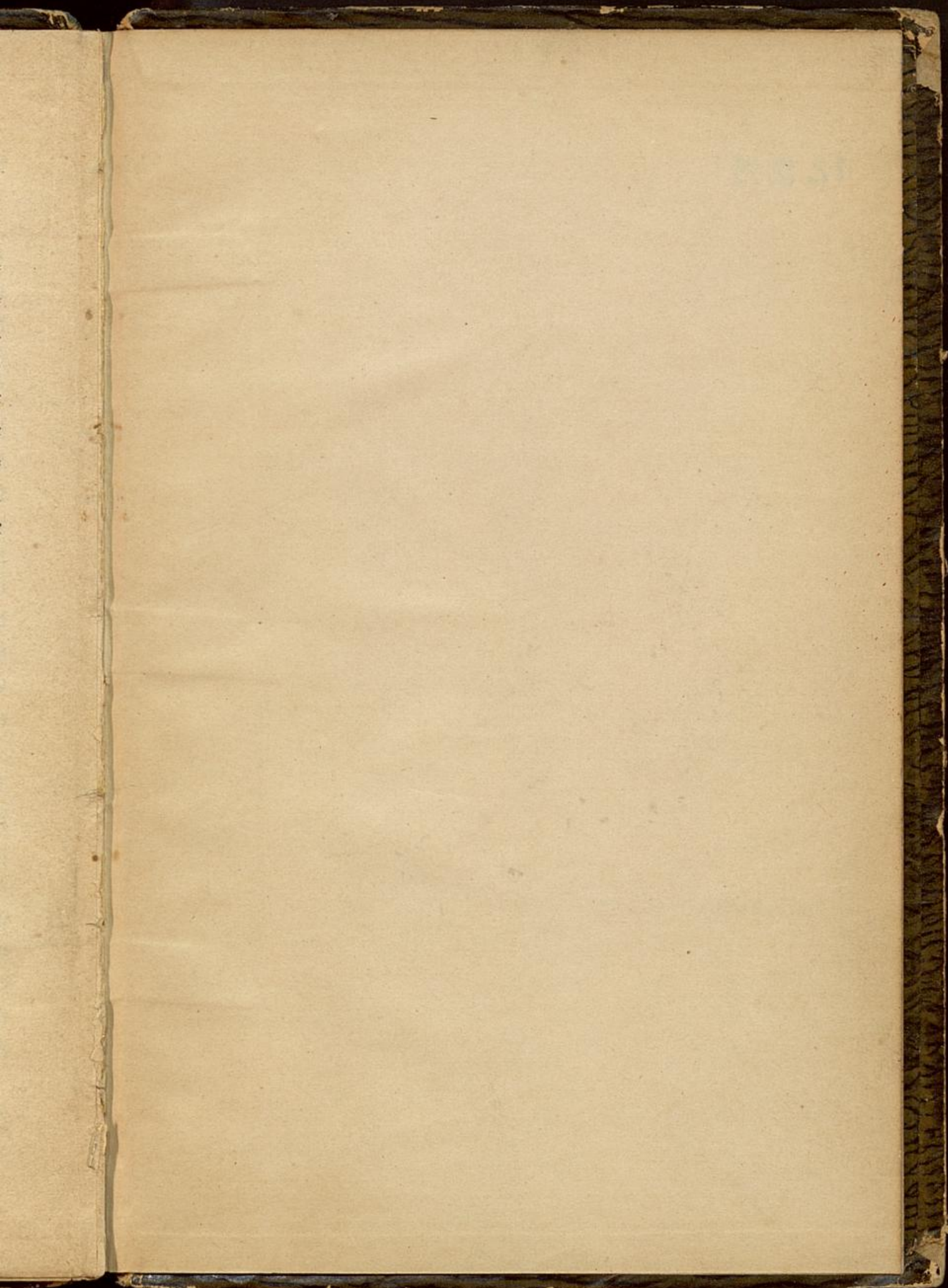
Die Schule, die nach so umfassenden und inhaltreichen Erwägungen gegründet wurde, hat sich zu fruchtbarer Wirksamkeit und nationaler Bedeutung nach den Wünschen ihres erhabenen Stifters entwickelt. Wie alle menschlichen Schöpfungen hat sie schöne und schwere Tage durchlebt, aber es wäre Undankbarkeit gegen die Vorsehung, nicht mit freudigem Herzen die Summe ihres bisherigen Geschickes zu preisen. Sie darf mit Stolz auf eine Reihe von Lehrern zurückblicken, die zu den ersten wissenschaftlichen Geistern, zu den Epoche machenden Schöpfern ihrer Disciplinen gehört haben; sie ehrt auch heute mit frommer Erinnerung das Gedächtniß ihrer großen Todten; sie sendet auch heute ihren Freundesgruß den Abwesenden, die einst in unsern Kreisen gewirkt und dann anderer Bestimmung folgend sich von ihr geschieden haben. Sie dankt dem rheinischen Lande, welches ihr gastliche Heimath gewährt, und auch heute durch eine Reihe glänzender Stiftungen ihr Anerkennung und Liebe bekundet. Sie dankt vor Allem den Vätern unseres Staates, die ihre Entwicklung stets mit kräftig weiser Fürsorge gefördert haben; sie darf vertrauen, daß ihre eigenthümliche Lage, hier dicht an der Grenze eines hochcultivirten Aus-

landes, der besondern Aufmerksamkeit des Staates niemals entgehen wird. Soll hier der akademische Unterricht die nationale Bedeutung entfalten, zu welcher Friedrich Wilhelm III. diese Stätte bestimmt hat, so ist es unerläßlich, daß jedes für diesen Zweck erforderliche Mittel beschafft, daß jedes vorhandene Mittel in den Dienst dieses Zweckes gestellt wird. Sich hier mit auskömmlicher Mittelmäßigkeit, mit leidlicher Stillung des nächsten praktischen Bedürfnisses begnügen, hieße nicht bloß das Bildungsstreben des rheinischen Volkes verkürzen, sondern ein nationales Interesse ersten Ranges beschädigen. Vor Allem in diesem Sinne begrüßen wir mit ehrfurchtsvoller Freude die Anwesenheit unseres gnädigen Monarchen bei dem heutigen Feste. Sie ist uns eine unschätzbare und feierliche Erneuerung der königlichen Zusage, daß hier an den Ufern des deutschen Rheines unserer Wissenschaft ein Boden bereitet sei, weit und stattlich genug, um diesseits und jenseits der Grenze die Hoheit und Stärke deutscher Bildung zu voller Anerkennung zu bringen.

In dieser Gesinnung hat nach dem Rettungskampfe von 1813 Friedrich Wilhelm III. die Universität gegründet. Sie sollte den vollen Strom unserer classischen Litteratur, unserer methodischen Wissenschaft, unserer selbstständigen Philosophie auf die damals halbentfremdeten Gebiete hinüberleiten; sie sollte auch diese Grenzprovinzen zu Mitbesitzern der höchsten geistigen Güter unseres Volkes machen, und ihnen dadurch eine jeder Feindeswaffe entzogene Quelle ächter Vaterlandsliebe eröffnen. Diese Aufgabe ist die Wurzel unseres Daseins: der Baum wird blühen so lange seine Wurzel kräftig ist.

Und so weihe ich, auf unsern Ursprung zurückblickend, die Zukunft dieser Universität. Möge sie wachsen und gedeihen

durch die Jahrhunderte hindurch, so lange sie sich ihres Anfangs würdig zeigt, so lange sie bleibt, in Lehrern und Lernenden, was sie bisher gewesen, eine Stätte gelehrten Fleißes, sittlichen Ernstes, confessioneller Eintracht, so lange ihre Mitglieder des hohen Berufes eingedenk sind, Diener des wissenschaftlichen Gedankens zu sein, Hüter der freien Forschung, Wächter des deutschen Geistes. So möge sie sich ferner des Schutzes unserer Könige, der Achtung Deutschlands, der Liebe des rheinischen Volkes erfreuen; so möge Gott, der die Geschicke der Nationen lenkt, auch ihr endlich das höchste Glück vergönnen, in Streben und Wirken, in Thun und Leiden, und wenn es sein muß, in Kämpfen, Siegen und Sterben, untrennbar Eins zu sein mit dem Vaterlande.



12.12.75

~~Ab, 1227^a~~

